

Überlegungen zur Kommunikation: Können wir nicht nicht kommunizieren?

Einige grundsätzliche Anfragen an einen an Watzlawick angelehnten sonderpädagogischen Glaubenssatz.

Was spricht für dieses Axiom aus sonderpädagogischer Sicht?

Wenn ich es richtig verstehe wird in der Annahme, man könne nicht nicht kommunizieren, eine Begründung dafür gesehen, dass mit jedem Menschen, also völlig voraussetzungslos, Kommunikation möglich ist. Auch Menschen mit schwersten Behinderungen gelten damit – zumindest in dieser Hinsicht – als kompetent. Erklärt man dann die Kommunikation noch zum zentralen Element menschlicher Existenz („Alles was wir sind, sind wir in Kommunikation“ Fröhlich – Jaspers), hat man scheinbar die defizitäre Sicht dieser Menschen überwunden¹. Doch stimmt das? Ich möchte zumindest anregen, über einige Argumente nachzudenken, die m.E. gegen eine umfassende Gültigkeit und vor allem gegen die Übertragbarkeit dieses Axioms sprechen.

Allgemeine philosophisch-wissenschaftstheoretische Aspekte

Die erste philosophisch Frage bezieht sich auf das Menschenbild: Spreche ich mit Watzlawicks Axiom nicht dem Menschen die Fähigkeit ab, nicht zu kommunizieren? Spreche ich dem Menschen die Fähigkeit ab, zu entscheiden, ob er kommuniziert oder nicht, mache ich aus dem Subjekt eine Maschine, die nicht anders kann, als zu laufen, wenn man auf den Knopf drückt. Oder ethisch argumentiert: Es muss dem Menschen erlaubt sein, auch nicht zu kommunizieren.

Aus wissenschaftlicher und philosophischer Sicht sollte jede All-Aussage, zumal wenn sie so eingängig ist wie diese, grundsätzlich misstrauisch machen. Wenn man etwas kann, muss es auch möglich sein, es nicht zu können, sonst sagt der Begriff des „Könnens“ nichts aus. Wenn ich etwas kann, muss es prinzipiell möglich sein, das Gekonnte zu tun und zu lassen.

Schließlich führt die Aussage, wir könnten nicht nicht kommunizieren, zu einer völligen Unschärfe des Begriffs. Er lässt sich nicht mehr von anderen wie Verhalten, Reaktion und Interaktion abgrenzen, wird völlig unpräzise und verliert seine spezifische Bedeutung, nämlich die des Austauschs von Mitteilungen zwischen Sender und Empfänger. Wenn ich auf dem Bür-

¹ In der Begegnung mit Menschen, die nicht nur über keine Lautsprache verfügen, sondern auch andere „übliche“ Kommunikationsmittel wie Mimik und Gestik nicht nutzen oder – im Falle des Autismus – in der Regel dem Blickkontakt ausweichen und in ihrer sprachlichen Kommunikation zumindest „eigenartig“ erscheinen, scheint nun Grund zur Hoffnung zu bestehen: Wir brauchen gar keine erkennbaren Anzeichen von Kommunikation zu erkennen, wir können einfach davon ausgehen, es einfach glauben: Jeder Mensch kommuniziert ständig. Also auch die, bei denen wir dies nicht erkennen können.

Endlich, so scheint es, ist damit der Weg gewiesen, wie PädagogInnen doch noch mit ihrem Problem umgehen können, nämlich mit ihrer Ratlosigkeit diesen Menschen gegenüber. Sie „wissen“ nun, daß in Wirklichkeit doch Mitteilungen von diesen Menschen kommen, es geht nun lediglich noch darum, diese auch zu verstehen. Aus dem Problem nicht vorhandener Kommunikation wird ein rein funktionales und qualifikatorisches: Wir müssen lernen, diese Sprache zu lernen, dann ist Kommunikation möglich. Es wirkt großmütig: Wenn es ein Kommunikationsproblem gibt, dann liegt es nie und nimmer bei dem Menschen, der vor uns steht, sitzt oder liegt und anscheinend nichts von uns wissen will – sondern bei uns. Wenn wir aber edel genug und intuitiv oder anders verstehend reagieren, dann wird alles gut. Es liegt alles an uns.

gersteig gehe und sich ein Ziegel vom Dach löst und mir auf den Kopf fällt, dann schreie ich laut – wenn ich dazu noch in der Lage bin. Kommuniziere ich dann mit dem Dach oder mit dem Ziegel? Oder reagiere ich nicht einfach auf eine Einwirkung? Ich halte hier Girgensohn-Marchand (1996) Kritik für berechtigt, der gegenüber dem „Mythos Watzlawick“ geltend macht, „dass alle diese scheinbar so revolutionären Ideen einer nüchternen Überprüfung nicht standhalten. Die pragmatische Kommunikationstheorie ... entlarvt ... sich ... als entweder widersprüchlich und ungereimt oder als trivial“.

Wissenschaft bedeutet zu differenzieren, und nicht alles in einen Topf zu werfen. „Es ist normal, verschieden zu sein“. Wissenschaft ist eine Krönung dessen, was mit der Begriffsbildung anfängt – und diese besteht wesentlich darin, dass man nicht mehr zu allem Beweglichen „Wau Wau“ sagt, sondern zu unterscheiden weiß².

Mögliche Nachteile der Annahme, Kommunikation sei voraussetzungslos und allumfassend

Bleibt aber die Behauptung, für die Sonderpädagogik sei es sehr sinnvoll, einen so weiten Begriff der Kommunikation zu verwenden. Dem steht m.E. entgegen, dass dies auch etliche Nachteile mit sich bringen kann, die die vermeintlichen Vorteile überwiegen.

Nichtberücksichtigung des Bildungsbedarfs bzgl. der Kommunikation

Wenn ich davon ausgehe, jeder Mensch kommuniziere voraussetzungslos und ständig, dann muss ich im Grunde Kommunikation nicht fördern. Aus beeinträchtigter Kommunikation wird ein rein funktionales Problem: Ich muss nur lernen, die Mitteilungen zu verstehen, die der andere von sich gibt. Damit werden m.E. drei Bedingungen von Kommunikation ignoriert: Dass ein Mensch

- etwas mitzuteilen hat (Kommunikation braucht einen Inhalt)
- etwas mitteilen kann (Kommunikation braucht ein Zeichensystem und einen Kanal) und
- etwas mitteilen möchte (Kommunikation braucht einen Grund).

Versuche ich herauszufinden, welches Essen jemandem schmeckt, der noch gar keinen Geschmack in Bezug auf Essen ausgebildet hat, so verweigere ich ihm vermutlich die Unterstützung vor, die er braucht, erst einmal Geschmack auszubilden. Ich möchte einem Menschen auch zugestehen, dass er vielleicht etwas mitzuteilen hätte und das auch könnte – es aber nicht möchte. Ich mache es mir zu einfach, wenn ich sage: Das ist auch eine Mitteilung. Ich finde, ein Mensch hat das Recht, nichts mitzuteilen – auch nicht, dass er nichts mitteilen möchte. Das Weitergeben von Mitteilungen setzt ein Interesse am Empfänger voraus. Wenn ich das übersehe, ignoriere ich die Notwendigkeit, dass dieses Interesse erst einmal gebildet werden muss. Der Mensch muss entdecken können, dass es sich lohnt, mir etwas mitzuteilen.

Damit existieren m.E. drei Bildungsziele, die Voraussetzungen von Kommunikation betreffen: Bildung von Bedürfnissen, Vorlieben, Geschmack, damit der Mensch etwas mitzuteilen hat, die Kompetenz der Mitteilung und die Aneignung einer positiven Sicht vom anderen Menschen, dem es etwas mitzuteilen lohnt. Wird das nicht beachtet, laufen wir Gefahr, dem anderen notwendige Förderung vorzuenthalten, ihn zu verobjektivieren, sogar Gewaltanwendung liegt dann nahe.

² Leider wird Kommunikation auch in anderen Zusammenhängen weit gefasst verwendet. Jeder kennt vom Physikunterricht die „kommunizierenden Röhren“. Wenn in einer der miteinander verbundenen Röhren das Wasser ansteigt, steigt es auch in der anderen. Natürlich hat keine der Röhren die Absicht, den anderen entsprechendes mitzuteilen. Es ist gar keine Mitteilung notwendig, das Wasserniveau hängt schlicht miteinander zusammen. Hier sollte m.E. genauer von einer Wechselwirkung gesprochen werden, die keines Austausches von Informationen bedarf.

Gefahr der Verobjektivierung

Verobjektivierung bedeutet, dass ich den anderen nicht als Subjekt sehe und behandle, sondern besserwisserisch über ihn bestimme und ihn zum Objekt dessen mache, was ich für ihn entschieden habe. Ein Mensch tut irgendetwas: Er reibt sich die Nase, isst einen Apfel, er atmet oder entwickelt hohe Körpertemperatur. Die Unterstellung, er teile mir damit etwas mit, macht ihn zum Objekt meiner Spekulation. Ich spreche ihm nicht nur das Recht ab, nicht zu kommunizieren, dass er (gute) Gründe haben könnte, mir nichts mitzuteilen. Ich mache es mir auch einfach, denn ich weiß doch, was ihm angeblich jetzt wichtig ist. Ich übersehe dabei möglicherweise, dass er etwas anderes möchte (oder brauchen könnte) als zu kommunizieren. Die Geistigbehindertenpädagogik steht immer wieder in der Gefahr, vermeintliche Allheilmitel zu suchen. In der Anfangszeit war das die lebenspraktische Selbständigkeit, für manche ist es die Integration, für viele die Kommunikation. Wenn man eh schon weiß, was für den Menschen am wichtigsten ist, wozu dann noch genau hinschauen? Diagnostik ist dann nicht mehr notwendig, denn ich weiß schon vorher, was ansteht.

Gefahr der Förderung einer defizitären Sicht der Menschen mit schwersten Behinderungen

Ein Student beschreibt in seiner ZuLa (zur UK), wie er einem Jungen Gesten für Ja und Nein beizubringen versucht. Dieser soll damit zeigen, womit er spielen möchte. Aus der Beschreibung des Jungen wird deutlich, dass dieser keine Vorlieben in Bezug auf Spielzeug hat. Er schaut aus dem Fenster und/oder dreht seine Finger stereotyp. Die Kommunikationsförderung wird trotzdem fortgesetzt und intensiviert. Der Student erkennt nicht, dass hier ein anderer Bildungsbedarf liegt. Dieser betrifft nicht die Kommunikation, sondern eine andere Lebensform. Es geht um die Bildung von selbstzweckhaften Aktivitäten.

Ich esse um meiner selbst willen, ich atme, weil ich Sauerstoff brauche, ich spiele mit einem Bleistift, wenn mir langweilig ist, ich gehe ins Kino, wenn ich Lust auf Unterhaltung habe. Natürlich kann ich das alles auch tun, um jemandem etwas mitzuteilen, aber das ist sozusagen eine „zusätzliche“ Nutzung, der Hauptgrund ist selbstzweckhaft. Die Befriedigung organisches bedingter Bedürfnisse, die Selbstbewegung um der Bewegungsfreude willen und weil man sich bewegen will, wenn man wach ist und der Genuss der Effekte der Welt, vom schönen Sonnenuntergang über klassische Musik bis zum Fernsehen und Snoezelen, das alles ist Inhalt von Bildung und bedarf der Bildung, soll das Leben nicht öde und langweilig werden.

Die Behauptung, das alles sei kommunikativ, wertet das Selbstzweckhafte ab, denn Kommunikation ist Mittel-Zweck-Handeln. Ich tue etwas, um etwas mitzuteilen. Ein solches Denken trägt m.E. nicht nur dazu bei, selbstzweckhafte Tätigkeiten zu entwerten. Sie werden auch nicht als eigenständige und wichtige Kompetenzen erkannt, sondern erscheinen eher als Störung, die beseitigt (behandelt) werden muss.

Beispiel aus dem Praktikum: C. reibt langandauernd die Finger aneinander. Eine Studentin beschreibt sie folgendermaßen: Sie zeigt vielleicht, dass sie angespannt ist. Die Studentin schließt daraus, dass sie eine Entspannung mit ihr machen sollte. Darin wird deutlich, dass sie das Fingerreiben als Störung ansieht, die durch eine Behandlung beseitigt werden sollte. Der Grund für diese Sicht ist, dass das Fingerreiben Ausdruck für etwas Drittes sein soll und seinen Grund nicht in sich selbst haben darf.

In der Reflexion arbeiten wir heraus, dass es keine Störung darstellt, sondern eine Kompetenz, wenn jemand seine Finger bewegt – das unterscheidet C. von vielen anderen. Sie hat zwar nicht viele Bewegungsmöglichkeiten ausgebildet, aber ihr diese auch noch wegnehmen zu wollen, wäre unmenschlich. Sie hat eine Kompetenz entwickelt, und diese Kompetenz gilt es zu erweitern. Bildung könnte für sie nun bedeuten, sie bei der Bildung von mehr Vielfalt im Bereich der Bewegung zu unterstützen, indem man auf ihre Bewegung eingeht, diese in ein Wechselspiel einbezieht und ihr damit die Erfahrung ermöglicht, dass ihre Bewegung so noch interessanter und vielfältiger werden kann. Nach dieser Überlegung probiert die Studentin ein solches Mitmachen aus – und es klappt zu ihrem Erstaunen sehr gut.

Dabei fällt auch auf, dass die SchülerIn, die sonst kaum Blickkontakt aufnimmt, während des Wechselspiels mit ihren Fingern immer wieder der Studentin ins Gesicht schaut. Sie bringt offenbar Person und interessantes Geschehen miteinander in Verbindung und entwickelt darüber auch Interesse an der fremden Person. Sie lässt sich von dieser nun auch Gegenstände anbieten und greift danach – etwas, was sie vorher schlicht ignoriert hatte. Aus der Interaktion entsteht, so die m.E. nahe liegende Interpretation, Interesse an der interagierenden Person und auch Kommunikation mit dieser. Dennoch scheint es mir wichtig, diese Sachverhalte auseinander zu halten. Es geht in der Situation um die Bereicherung der selbstzweckhaften Bewegung des Mädchens. Dass dabei auch Kommunikation entsteht, ist erfreulich, aber die Interaktion wäre auch sinnvoll, wenn es nicht zum Blickkontakt käme.

Der Ausgangspunkt der Interaktion ist die Erkenntnis der Studentin, dass in der von C. gezeigten Tätigkeit ein Interesse zu erkennen ist. Sie geht von der einfachen Überlegung aus: Was ein Mensch tut, das möchte er tun, also drückt er darin aus, was er möchte. An diesem Akt der Selbstbestimmung kann die Interaktion anknüpfen. Das Mädchen möchte sich bewegen. Das sieht man. Dazu sind keine Spekulationen notwendig, was damit vielleicht noch alles ausgedrückt werden könnte. Daran wird deutlich, dass die Interpretation von gezeigter Aktivität zum Ausgangspunkt einer Interaktion und in deren Folge auch der Kommunikation werden kann.

Gefahr der Gewaltanwendung

An dem Beispiel wird aber auch deutlich, dass die „Alles-ist-Kommunikation-These“ auch zur Legitimation von Gewalt werden kann. Indem ich die Bewegungstereotypen als Mitteilung über etwas Drittes interpretiere, versuche ich, sie zu unterdrücken. Im Bildungsplan heißt es, Stereotypen sollten in sinnvolle Tätigkeiten umgewandelt werden. Indem ich der gleichförmigen Bewegung den Sinn abspreche, ist Unterdrückung logisch. Doch ich nehme dem Menschen das, was er autodidaktisch an Bewegungsmöglichkeiten gefunden hat (beigebracht hat ihm das wohl niemand, dazu sind diese Bewegungsmuster zu bizarr und „eigen“). Leider hat er noch nicht mehr gefunden, aber ist das ein Grund, ihm diesen Spass zu nehmen?

Die These, jeder Mensch habe ständig Interesse am Kommunizieren, legt aber auch in weiteren Zusammenhängen Gewaltanwendung nahe. Dazu gibt es im Bereich der FC Beispiele. In einer ZuLa beschreibt eine Studentin, dass ein Mädchen auf den Versuch, mit FC zu kommunizieren, mit verstärkten Autoaggressionen reagierte. „Erfahrene FC-VertreterInnen“ raten zu, trotzdem weiterzumachen. Das ist m.E. Gewaltanwendung mit der Legitimation, man wisse es besser, dass dieses Mädchen doch eigentlich mit FC kommunizieren möchte, es aber nicht könne. Die Mutter von Dietmar Zöllner berichtete auf einer Tagung, sie zwingt ihren Sohn zum Schreiben, auch wenn er sich offensichtlich wehrt – sie weiß angeblich, dass er eigentlich kommunizieren will, auch wenn er das Gegenteil zeigt. Hier wird das Verobjektivieren zur offenkundigen Gewalt. Gleichzeitig ist auch hier zu erkennen, dass zur Rechtfertigung der Verobjektivierung, der Besserwisserei, eine Störung postuliert wird. Der Mensch wird zum angeblich (organisch) Gestörten, weil er nicht das will, was andere glauben, dass er wollen müsse. Bei der Gestützten Kommunikation wird deshalb eine output-Störung postuliert und behauptet: Die Menschen wollen eigentlich, könnten aber nicht, was sie wollen, also werden sie mit physischen und psychischen Mitteln „gestützt“.

Feuser begründet mit seiner Annahme, selbstverletzendes Verhalten etc. sei ein Dialogversuch, eine Art kommunikativer Festhaltetherapie. Er baut ein Mehrpersonenszenario auf, um einen Dialog in Gang zu bringen. Eine Person übernimmt dabei eine Art Stellvertreterfunktion für das, was der nicht sprechende Mensch in einer sozialen Situation (in der er gehalten und umlagert wird) zum Ausdruck bringen will. Feuser kritisiert zwar heftig das Holding von Prekop etc., aber faktisch realisiert er auch umfassende Fremdbestimmung. Zur sog. Gestalttherapie lässt sich Ähnliches sagen.

Mystifizierung von Menschen mit schwersten Behinderungen

Ich handele mir und dem Menschen mit schwersten Behinderungen eine Menge Probleme ein, wenn ich glaube, alles sein Verhalten und seine Körperreaktionen seien kommunikativ. Statt einfach das wahr- und ernst zu nehmen, was ich sehe, geheime ich irgendwelche Botschaften – und merke dann, wie spekulativ das ist. Es ist für beide einfacher, wenn ich einfach ernst nehme, was ich sehe und nichts spekulieren muss. C. zeigt dann einfach folgendes: Wer wach ist, möchte sich bewegen, das tut sie. Das ist kein Mysterium. Sie hat autodidaktisch Möglichkeiten gefunden, sich zu bewegen, und das tut sie. Es gibt also keinen Grund, dies als (Ausdruck einer) Störung anzusehen, es handelt sich um eine angeeignete Kompetenz.

Bedenken aus entwicklungspsychologischer Perspektive

Schließlich möchte ich darauf verweisen, dass es in der Entwicklungspsychologie m.E. klar ist, dass Säuglinge in ihrer Entwicklung zunächst keine Intention zur Mitteilung haben. Nach Kane (1992) sind die anfänglich ungezielten Äußerungen des Säuglings „spontane Reaktionen auf das eigene Befinden oder auch äußere Reize ... Der Säugling weiß zunächst nicht, dass sein Verhalten andere beeinflussen kann. Und doch verfügt er ... über ... Verhaltensweisen, die es den Eltern als zur Kommunikation befähigten Personen ermöglichen, die Regungen und Bewegungen von Säuglingen und Neugeborenen als Ausdruck eines Zustandes oder Bedürfnisses wahrzunehmen und entsprechend darauf einzugehen (Klaus, Klaus 1988). ... Auch der Körper drückt viel aus. Ein entspannter, anschmiegsamer Körper zeigt Wohlbefinden, ein angespannter Unbehagen“ (304).

Auch nach DOBSLAW, G. U.A. (1997) verfügen schon Säuglinge „über ein Repertoire an Fähigkeiten, um ihre unmittelbare dingliche und soziale Umgebung wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Säuglinge haben anfangs noch keine kommunikativen Absichten, wenn sie ihre Bedürfnisse äußern. Aber sie erfahren sehr schnell, dass ihr Verhalten sozial wirksam ist, denn Eltern verfügen intuitiv über Verhaltensweisen, die schon neugeborene Kinder als für sich bedeutsam erleben, und die ihnen das Gefühl von Sicherheit geben, z.B. Berühren, Lächeln oder Aufnehmen. Eltern sind bemüht, die Wünsche ihres Kindes zu verstehen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, unangenehme Situationen zu verbessern usw. Die Ausbildung kommunikativer Absichten ist bereits ein erstes Entwicklungsergebnis“ (101)³.

³ „Das Kind lernt, kommunikative Intentionen zu haben und diese gezielt zum Ausdruck zu bringen. ... (Damit) tritt das Kind aktiv in den Prozeß der Kommunikation ein. Einem solch unkompliziert wirkenden Austauschprozeß zwischen Bezugsperson und Kind liegen in der Regel zeitlich sehr genau aufeinander abgestimmte Verhaltensweisen zugrunde. Dazu gehört, daß einer dem anderen Zeit läßt, zu reagieren und beide sich jeweils auf die Reaktionen des anderen beziehen“ (101). „Innerhofer und Klicpera (1986) beschreiben, wie ein Kind bereits in frühen Lebensmonaten Regeln von Interaktionen erfaßt und sie in einem Vorstellungsbild vorgedanklich verdichtet: ‘Wenn sich die Mutter anschickt, das Kind auf den Arm zu nehmen, so streckt ihr das Kleinkind in der Regel die Arme entgegen ... Das Kind muß eine Vorstellung von der Mutter als einer handelnden Person haben ... muß eine Vorstellung davon haben, wie die Mutter reagieren wird ...’ (Innerhofer 1986, 118). Solche sinnhaften Vorstellungen, die mit Einzelhandlungen verbunden werden, werden auch ‘Schemata’ genannt (Innerhofer 1986, 7) genannt“ (103). Die Entwicklung eines solchen Schemas geschieht im Sinne Piagets (Montada 1995, 15) über die fortwährende Erfahrung des Kindes, auf welche Weise solche Formen der Interaktion stattfinden, welche Rolle es selbst und die Bezugsperson übernimmt, so daß es einer solchen Handlungssequenz seinen persönlichen Sinn zuordnen kann“ (104). Scheinbar ungerichtete Säuglingsbewegungen wie vergnügtes Rudern mit den Armen erweist sich als „sinnvoll“: „Genauere Untersuchungen ... mittels Video und Zeitlupe machen aber deutlich, daß die scheinbar regellose, kreisende Bewegung der Arme und Hände einem Plan folgt. Jeder Berührung verändert den Verlauf der Bewegung und sucht den ‘Erfolg’ der Berührung zu wiederholen“ (104).

Nun mag man widersprechen und auf Erkenntnisse verweisen, wonach Neugeborene schon nach wenigen Tagen eindeutige Reaktionen auf Personen zeigen und sich ihnen anders zuwenden als beispielsweise Gegenständen. Feuser geht von einem gattungsmäßigen Angelegtsein auf Dialog aus, und Pfeffer und Fornefeld begründen eine angebliche sozial gerichtete Intention jedes Menschen philosophisch-phänomenologisch. Ich halte es durchaus für belegbar, dass Menschen in ihren Anlagen so ausgestattet sind, dass man davon sprechen kann, sie seien auf den Dialog mit anderen Menschen hin ausgelegt. Manchmal wird auch auf einen möglichen angeborenen sozialen Auslösereflex hingewiesen – warum sollten Menschen nicht haben, was Graugänsen selbstverständlich ist? Das räumt aber meine Bedenken gegen die Annahme ständiger Kommunikation(sbereitschaft) nicht aus. Ich denke eher, dass es sich bei der sozialen Orientierung ähnlich verhält wie bei anderen Entwicklungsbereichen. Die Möglichkeit zur sozialen Orientierung und zur Kommunikation ist angelegt, es gibt eine Art reflektorisches Verhalten, das eine Stellvertreterfunktion hat, also grundsätzlich die Möglichkeit eröffnet. So zeigen Neugeborene beispielsweise Treppensteigreflexe, diese Art der motorischen Koordination ist quasi vorbereitet – aber sie müssen diesen angeborenen Reflex abbauen, um die eigentliche Kompetenz auszubilden. Für den Handgreifreflex etc. gilt dasselbe. Was bedeutet das für die Kommunikation? Sie ist als Möglichkeit in jedem Menschen angelegt, aber sie bedarf von Grund auf der Bildung, um ausgebildet zu werden. Sie ist also voll und ganz Ergebnis von Bildungsprozessen, und damit keineswegs voraussetzungslos. Wesentliche Elemente dieser Bildungsprozesse sind nicht nur die Ausbildung kommunikativer Funktionen, sondern auch einer positiven Sichtweise von anderen Menschen. Die Verweigerung des Blickkontaktes bei Menschen mit Autismus halte ich nebenbei gesagt für ein Beispiel dafür, dass die Fähigkeit zur Kommunikation (die bei diesen Menschen grundsätzlich vorhanden ist) nicht ausreicht, das Interesse daran muss hinzukommen.

Unterschied zwischen Kommunikation und Orientierung am fremden Willen

Ich halte hier eine weitere Differenzierung für notwendig: Die Entdeckung, dass ich anderen Menschen etwas mitteilen und von ihnen etwas mitgeteilt bekommen kann, ist Anlass zur Kommunikation. Das bedeutet noch nicht, dass ich bereit bin, mich an dem zu orientieren, was mir ein anderer mitteilt. Viele Probleme des Unterrichtens und Förderns liegen m.E. hier begründet. Wenn wir Unterricht anbieten, gehen wir selbstverständlich davon aus, dass die Kinder mehr oder weniger motiviert mitmachen. Sie lassen sich auf das von uns vorgeschlagene ein, orientieren sich an uns. Bei manchen Menschen können wir von dieser generellen Bereitschaft, sich auf einen fremden Willen einzulassen, nicht ausgehen. Dazu gehören Menschen mit schwerster Behinderung ebenso wie Autisten, manche Verhaltensauffällige und auch einige Hochbegabte.

Beim Lesen von Fornefelds Darstellung der angeblichen „Beziehungsstörung“ zwischen PädagogInnen und Menschen mit schwerster Behinderung habe ich den Eindruck, dass diese Unterscheidung hilfreich sein könnte. Sie beschreibt z.B., dass sie mit ihrem Bildungsangebot nicht ankommt, nicht auf Resonanz stößt. Das erstaunt m.E. nicht, wenn ich davon ausgehe, dass diese Bereitschaft zur Orientierung am Anderen nicht ausgebildet wurde, etwa weil die bisherigen Erfahrungen nicht danach waren. Das bedeutet, dass ich zunächst überlegen muss, wie ich für diesen Menschen interessant und vertrauenswürdig werden kann. Wenn das gelingt, dann gibt es für ihn auch einen Grund zur Kommunikation, und dann wird sich diese einstellen. Solange das aber nicht gelingt, kann ich vielleicht vieles der Lebensäußerungen des Anderen als Kommunikation interpretieren ...

Was bedeutet Bildung im Bereich der Kommunikation?

Kommunikation bedarf der Bildung. Das geschieht vor allem dadurch, dass wir von Beginn an „auf allen Kanälen“ kommunizieren. Das ist ganz normal und bedarf nicht der Neuentdeckung in der Pädagogik für Menschen mit schwerster Behinderung. Wenn wir mit einem Menschen reden (Kommunikation mit konventionellen Zeichen), dann registrieren wir, ob er müde oder wach ist, ob er hastig oder gleichmäßig atmet, ob er aus dem Mund riecht – und

wir ziehen unsere Schlüsse daraus (z.B. er hat Angst vor mir, er nimmt mit seinem Mundgeruch keine Rücksicht auf mich etc.). Wir beachten auch seine Körperhaltung und seine Bewegungen (z.B. „er ist fahrig“, wirkt „gebückt“). Aus der Mimik ziehen wir ebenso Schlüsse wie aus der Gestik, und neben dem Inhalt der Sprache beachten wir Sprachmelodie und – geschwindigkeit, Tonfall etc. Wir nutzen das alles, um zu versuchen, seine Mitteilung zu verstehen. Als Reaktion sagen wir möglicherweise gar nichts, sondern fassen vielleicht die Hand, um zu beruhigen, oder nehmen einen aufgeregten Menschen in den Arm, passen unsere Atmung an seine an und gehen so mit ihm mit – in der durchaus begründeten Annahme, dass er sich im Gegenzug auch unserem Atemrhythmus anpasst und beruhigen lässt.

Wir nutzen also zur Interpretation dessen, was ein Anderer meint, auch Beobachtungen von körperlichen Reaktionen, Haltungen und Verhaltensweisen, bis hin zur Kleidung und Körpergröße, die der andere überhaupt nicht mit kommunikativer Absicht zeigt, teilweise nicht einmal steuern kann oder kennt. Wenn eine Mutter ihr Kind anfasst und erhöhte Temperatur feststellt, so nimmt sie das als eine Art Mitteilung, die sie zum Handeln (und beruhigenden Kommunizieren) veranlasst – obwohl es natürlich unsinnig wäre, den Anstieg der Körpertemperatur als kommunikativen Akt zu bezeichnen.

Genau dasselbe sollte jeder Mensch tun, wenn er mit einem Menschen mit schwerster Behinderung zusammen ist. Beide haben dabei lediglich das Problem, dass die Eindeutigkeit dieser Kommunikation wesentlich geringer ist. Sprache lässt die größte Eindeutigkeit zu (aber auch keine absolute, sonst brauchten wir die anderen Informationen nicht), vegetative Reaktionen sind sehr uneindeutig.

Niveaus der Bildung von Kommunikation

Ich meine, es lassen sich hier verschiedene Niveaus der Bildung von Kommunikation unterscheiden.

- Die Bildung von Kommunikation beginnt damit, dass körperliche Zustände, reflektorische Tätigkeiten, vegetative Abläufe von anderen Menschen wahrgenommen und als Information darüber genutzt werden, wie es dem anderen Menschen geht. Es werden Hypothesen gebildet, die ein Handeln ermöglichen. Je zutreffender diese Interpretation ist, desto eher kann der betreffende Mensch zwei Erfahrungen machen: Dass ein anderer Mensch seine Bedürfnisse wahrnimmt und sich um ihre Befriedigung kümmert und dass das bis dahin nicht intentionale Verhalten als solches genutzt werden könnte.
- Hat ein Mensch selbst gesteuerte Aktivitäten (Selbstbewegungen, Erzeugen von Effekten) ausgebildet, so zeigt er im Vollzug dieser Aktivitäten, dass er diese mag, dass sie ihm gefallen. Gleiches gilt für den Bereich der Wahrnehmung: Indem er irgendwohin hört, schaut, bei etwas verweilt, sich faszinieren – oder auch erschrecken lässt, zeigt er sein entwickeltes Interesse. Zeigt er schließlich einen gebildeten Geschmack (greift also lieber zur Orange als zum Apfel; geht lieber zu Männern als zu Frauen), und bestimmte Vorlieben, so wird auch daran erkennbar, was er bevorzugt oder nicht. Auch diese Tätigkeiten sind nicht kommunikativ gemeint – ich nehme den Apfel, weil ich will, und nicht, weil ich irgendjemandem mitteilen möchte, dass ich ihn will. Aber sie lassen sich natürlich als Mitteilung verstehen. Indem andere Menschen so tun, als sei dies so gemeint, eröffnen sie die Welt der Kommunikation: „Du willst einen Apfel ... guten Appetit“.
- Gleiches gilt für den Ausdruck von Gefühlen, von Wohl- und Unwohlbefinden etc. Auch beim Gesichtsausdruck handelt es sich um motorische Aktivitäten. Das Verziehen des Gesichts bei Schmerzen, das Krümmen des Körpers etc. geschieht zunächst einfach als Reflex. Indem andere es als Information nehmen, wächst die Erfahrung, dass es so genutzt werden kann. Ohne diese Art der Reaktion (der Beantwortung) fehlt diese Erfahrung und es ist fraglich, ob das Ausbilden eindeutiger Mitteilungen gelingt. Das reagierende interpretierende Antworten dient der Präzisierung der Mitteilung. Der Mensch kann in Erfahrung bringen, wie der Gesichtsausdruck sein muss, um zur gewünschten Wirkung zu führen.

- Wenn aus tatsächlichen Handlungen angedeutete werden, entstehen Mimik und Gestik. Dazu ist die Erfahrung notwendig, dass man sich nicht alles selbst nehmen muss, um es zu bekommen, sondern dass es auch reichen kann, die Handlung anzusetzen, dann abzubrechen, und zu schauen, ob jemand diese Aufforderung befolgt. Der Einsatz von symbolischen und konventionellen Zeichen setzt diese Entwicklung fort.

Zusammengefasst meine ich, dass die Bildung von Kommunikation zur Voraussetzung hat, dass es Menschen gibt, die so tun, als ob jemand kommuniziere und darauf eingehen.

Alle Lebensformen haben einen eigenen Wert und Bildungsbedarf

Über der Frage der Bildung der Kommunikation darf aber – auch bei Menschen mit schwerster Behinderung – der Bildungsbedarf in anderen Lebensbereichen nicht vernachlässigt werden. Es sollte nicht eine Vereinseitigung und Reduzierung des Menschen durch eine andere ersetzt werden. Ich verwende gerne das Konstrukt der „Lebensformen“, um dies zu verdeutlichen. Angelehnt an die Phasen der sensomotorischen Entwicklung wird hier davon ausgegangen, dass alle Menschen lebenslang ein organismisches Leben führen, sich bewegen, sich um der Effekte willen betätigen, Gewohnheiten (Fertigkeiten und soziale Einflussnahme) entwickeln, kreativ gestalten und kommunizieren. Hier kann nicht eines gegen das andere ausgespielt werden.

Beispiel: A. besucht eine integrative Kindergartengruppe. Eine Videoaufnahme zeigt, dass sie im Raum umhergeht, mit keinem anderen Kind spielt, keine Spielsachen anfasst. Zur ständig laufenden Musik macht sie mal ein paar rhythmische Schritte, hört aber wieder damit auf. Aktiv wird sie, als sie Geschirr spülen kann, das tut sie begeistert. Im Gespräch mit der Erzieherin sagt diese, die hauswirtschaftlichen Tätigkeiten seien stereotyp, man versuche, diese abzubauen. In der Förderbesprechung habe man beschlossen, bei A. nun die Kommunikation zu fördern. Hier wird m.E. völlig übersehen, dass Kommunikation zur inhaltsleeren Funktion wird. Worüber soll das Mädchen kommunizieren, wenn sie keine Interessen ausgebildet hat, wie sie sich beschäftigen und unterhalten möchte, und man ihr auch noch das wegnehmen will, was sie mag und kann? Damit ist ihr nicht nur selbst langweilig. Sie hat auch nichts, was sie für andere Kinder attraktiv macht.

Kommunikation braucht einen „gemeinsamen Gegenstand“. Ich halte Feusers Konzept u.a. deshalb für schlüssig, weil er das beachtet. Soziale Integration kann kaum gelingen, wenn nicht entdeckt werden kann, dass die Beteiligten eigene Interessen haben und diese in einer Gemeinsamkeit sich wiederfinden.

Fazit

Der Mensch lebt nicht von der Kommunikation allein
... er braucht auch was zu essen, zur Unterhaltung, eine
ihm gemäß gestaltete Umwelt u.a.m.

Das sind nur ein paar schnell aufgeschriebene Gedanken. Ich weiß noch nicht, ob sie wirklich tragfähig sind und möchte sie gerne diskutieren, „kommunikativ validieren“. Ich halte es aber für wichtig, dass Kommunikation als Gegenstand und Ergebnis von Bildung verstanden wird, und dass sie nur im Sinne formaler Bildung gefördert wird. Kommunikation braucht einen Grund – einen interessanten Menschen oder eine interessante Sache; genauer: die Bildung eines Interesses an Menschen und/oder Dingen. Neulich habe ich gelesen, dass bundesdeutsche Ehepaare im Schnitt drei Minuten pro Tag miteinander reden – obwohl sie das doch könnten, oder? Es geht bei der Förderung von Kommunikation auch um die Inhalte, um das Material, vermutlich sogar vorrangig. Sie wird dann am ehesten entstehen, wenn Interessen ausgebildet werden, wenn z.B. interessante Dinge gemeinsam zugänglich werden und indem andere Menschen als Mitspieler bei den interessanten Dingen selbst interessant werden.

Dabei ist mir bewusst, dass der Trend völlig anders ist. Vielleicht wäre ein Kompromiss möglich, der darin besteht, dass wir unterscheiden zwischen

- Kommunikation, bei der eine kommunikative Intention erkennbar ist und

- Kommunikation ohne erkennbare kommunikative Intention des Senders, also eine vom Empfänger zur Kommunikation interpretierten (Re)Aktion des Senders

Literatur

- Dobsław, G. u.a.: Entwicklungspsychologische Aspekte der Eingliederungshilfe für Menschen mit schwereren Mehrfachbehinderungen und schwerwiegenden Verhaltensauffälligkeiten. In: Conti, M./ Pöld-Krämer, S (Hrsg.): Recht auf Teilhabe. Eingliederungshilfen für Menschen mit Behinderungen. Bethel Beiträge 51. Bielefeld 1997, 100-128
- Girgensohn-Marchand, B.: Der Mythos Watzlawick und die Folgen. Eine Streitschrift gegen systemisches und konstruktivistisches Denken in pädagogischen Zusammenhängen, Weinheim. 1996/3
- Kane, G.: Entwicklung früher Kommunikation und Beginn des Sprechens. In: Geistige Behinderung 4, 1992, 303-319

Überlegungen zum Seminar Kommunikation mit Menschen mit schwersten Behinderungen

Aus heutiger Sicht interessieren mich für das Seminar folgende Themen und Fragestellungen:

- Bedeutung der Kommunikation in der Pädagogik für Menschen mit schwersten Behinderungen: Weshalb wird so viel Wert darauf gelegt? Wie tragfähig sind die Argumentationen? Auseinandersetzung mit Watzlawick: Man kann nicht nicht kommunizieren – stimmt das? Welche Vor- und Nachteile hat es?
- Kommunikationsförderung bei Menschen mit schwersten Behinderungen – was ist konkret gemeint? Sichtung von Ansätzen und Stellenwert in verschiedenen Konzepten
- Analysen in der Praxis: Unterscheiden sich Menschen mit schwerster Behinderung darin, auf welchem Niveau ihre Interessen zu sehen sind und interpretiert werden können? (z.B. vegetative Reaktionen, selbst gesteuerte Aktivitäten, angedeutete Handlungen, Symbole ...) Eine Hypothese könnte sein, dass die Unsicherheit der Bezugspersonen größer wird, je geringer das kommunikative „Niveau“ der Äußerungen ist. Eine einschränkende Rolle dürften dabei körperliche Behinderungen haben. Interessant wäre auch, ob verschiedene Bezugspersonen nicht nur unterschiedlich „gut“ interpretieren können, sondern auch die Erfahrung machen, dass das kommunikative Niveau bei verschiedenen Menschen verschieden ist. Das könnte belegen, dass es vom Gegenüber abhängt, ob der Menschen mit schwerster Behinderung sich mitteilen möchte oder nicht.

Inhalt

Können wir nicht nicht kommunizieren?	1
Was spricht für dieses Axiom aus sonderpädagogischer Sicht?	1
Allgemeine philosophisch-wissenschaftstheoretische Aspekte	1
Mögliche Nachteile der Annahme, Kommunikation sei voraussetzungslos und allumfassend	2
Bedenken aus entwicklungspsychologischer Perspektive	5
Unterschied zwischen Kommunikation und Orientierung am fremden Willen	6
Was bedeutet Bildung im Bereich der Kommunikation?	6
Fazit	8
Literatur	9
Überlegungen zum Seminar Kommunikation mit Menschen mit schwersten Behinderungen	10
Inhalt	10